

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Offizierstöchter.

Roman von Paul Grabein.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Der Abend der Aufführung war gekommen. Das Gastspiel des berühmten Darstellers, der nur einer persönlichen, huldvollen Einladung Prinzess Julianens gefolgt war, hatte sich zu einer Sensation für Ellerstedt ausgewachsen, wo die bekannnten Gerüchte über Stück und Hauptdarsteller bereits von Haus zu Haus gedrungen waren. Nun war der große Moment da, wo man den Vielberufenen von Angesicht zu Angesicht sehen sollte. Das Theater war daher ausverkauft.

Nur in der ersten Parterreloge, unmittelbar neben dem Proszenium, waren bei Beginn des Stückes die beiden Sessel in der vordersten Reihe noch leer. Es waren die Abonnementsplätze der Familie Henning. Erst als das Spiel begonnen und ein Teil des ersten Aktes bereits vorüber war, erschienen die Inhaber dieser Plätze. Gerda und Astrid waren es, die, wie vorgenommen, heute die Billette benutzten. Ein kleiner Aufenthalt zu Hause hatte ihre Verspätung bewirkt.

Ihr Eintritt während des Spiels, der die hinter ihnen sitzenden Besucher zum Aufstehen zwang, blieb im Zuschauerraum vielfach nicht unbemerkt, und auch die Darsteller auf der Bühne nahmen davon Notiz.

Kessler hatte gerade eine Stelle mit stummem Spiel, wo er verloren vor sich hinzublicken hatte. Er benutzte als routinierter Schauspieler, der zudem hier vor dem Publikum des kleinen Provinztheaters nur mit geringer Hingabe seine Rolle spielte, diese Minute dazu, um mit flüchtigem Rundblick das Haus zu mustern. So gewahrte auch er den Vorgang drüben in der Loge, wie sich plötzlich die Tür der Rückwand auftat, zwei junge Damen eintraten, ihre Abendmäntel von den Schultern in die Hände eines Dieners oder Burschen hinter ihnen gleiten ließen und dann, sehr respektvoll begrüßt von den übrigen Logeninsassen, nach vorn traten, um ihre Plätze einzunehmen. Unwillkürlich sah er daher nach ein paar Minuten noch einmal hinüber und gewahrte nun erst, daß es zwei auffallend schöne und distinguierte Erscheinungen waren, ja die eine von ihnen sogar eine Schönheit ersten Ranges, so raffig und apart, wie er sie bisher vielleicht überhaupt noch nicht gesehen hatte.

Da kam es plötzlich über ihn. Sein Spiel, seine ganze Haltung, die bisher fast etwas Gelangweiltes und Lässiges gehabt hatte, wurden mit einem Male belebt. Es war, als ob es sich nun erst für ihn lohnte, zu zeigen, was er vermochte, ja daß es ihn jetzt sogar lockte, seine reiche Kunst zu entfalten. Immer mehr kam sein Temperament, seine hinreißende Berbe zum Durchbruch. Die Zuschauer gerieten allmählich in einen wahren Bann. Atemlos lauschten sie, hingen ihre begeistertsten Blicke an dem glänzenden Phänomen dort oben auf den Brettern.

„Ist er nicht grandios? Geradezu fabelhaft?“

Ganz entzückt flüsterte es Astrid der Schwester zu. Aber diese antwortete nur mit einem reservierten Neigen des schönen Hauptes. Sie wollte sich von diesem Bann, der da alle ringsum förmlich faszinierte, nicht mitreißen lassen. Komödiantentribs, diese Theaterleidenschaft, unecht wie die bestmalten Pappulissen da — sie würde sich doch davon nicht blenden lassen! Und mit gewaltfam angespannter Kritik, mit einem geheimen, lächeln Spötteln um die Lippen schaute sie zur Bühne hin, zu dem Manne, an dem da die tausend Augen wie gebannt hingen.

Abwägend, musternd schätzte sie seine äußere Erscheinung ab. Ohne Frage ein recht vorteilhaftes Neuzeres. Hoch, fehnig, schlank, eine richtige Sportsmannfigur. Nichts von der weichlichen Schönheit des typischen Heldendarstellers. Der Mann sah eher aus wie ein Kavallerist, ein Herrenreiter. Dazu paßte auch das Gesicht. Ein trodener, fast hagerer Kopf — aber sehr schnittig — und die Hände: ein paar fehnige, schlanke Hände, ohne jeden Schmutz. Nur am kleinen Finger der Linken ein englischer Herrenring, anscheinend mit sehr wertvollen Steinen.

Und diese Hände waren von einer seltenen Ausdrucksfähigkeit. Für gewöhnlich zwar von einer beherrschten Ruhe, aber im Affekt zuckte es durch sie hin, durch die leidenschaftlich aufschwellenden blauen Adern, wie ein Blutstrom aus verborgenen Tiefen.

Und es war, als ob allmählich eine fetsam suggestive Macht von diesen Händen auf Gerda ausströmte. Eine Macht, die den Widerstand in ihr langsam besiegte und in das Gegenteil wandelte. Heinz Kessler begann auch sie in seinen Bann zu ziehen. Ohne daß es ihr zum Bewußtsein kam, folgte sie seinen Gesten, seinem ganzen Spiel, mit einer steigenden Spannung hing ihr Ohr schließlich an seinem Munde, gewärtig jedes neuen Wortes. Und nun empfand sie auch den eigenartigen Reiz seiner Stimme. Ein Instrument von edler Schönheit, das er meisterhaft beherrschte. Sie schloß endlich sogar die Augen, trotz des Dämmerlichts in dem verdunkelten Zuschauerraum, um sich ganz dem Zauber dieser Mannesstimme hinzugeben, ihren dunklen, weichen Werbelauten, bei denen es sie fetsam überrieselte, und dann wieder dem leidenschaftlichen Aufstammen von einer ungegahnten elementaren Gewalt. Gleich einem Sturm, der ihr den Atem benahm, das Herz klopfen machte und doch wohlige Schauer in ihr wach rief.

Und nun, nach einem letzten wilden Ausbrachen, das die Hörer bis in die Tiefen erschütterte, plötzlich ein jäher Abbruch — der Aktluß. Der Vorhang fiel nieder, das Licht im Zuschauerraum flammte wieder hell auf.

Da löste sich der Bann über den Hunderten. Ein rasender Beifallstauwellen brach aus. Immer wieder und wieder rief der tosende Lärm wilden Händeklatschens und jubelnder Dravos den Gast an die Lampe.

Aber auch in Gerda war jetzt der Bann gebrochen, und als Astrid, hingerissen, weit über die Logenbrüstung vorgebeugt, ihrer Bewunderung mit den anderen Ausdruck gab,

da lehnte sie sich geistlich in ihren Sessel zurück, die Hände regungslos im Schoß. In einer Anwandlung von Selbstverachtung, daß auch sie sich hatte einsparen lassen. Von einem so wohlfeilen Lockmittel. Massenlöder! Je mehr sich die andern ereiferten, desto kühler blickte sie auf sie herab. Sie liebte es nicht, mit aller Welt zu teilen.

Endlich aber hatte sich der Lärm gelegt, die Hauptmasse der Zuschauer war in die Wandelgänge hinausgeströmt, nur die Inhaber der Logen blieben auf ihren Plätzen. So auch die beiden Schwestern.

„Nun, was sagst du jetzt?“

Astrid wandte sich der Schwester zu, ihre Augen glänzten noch immer.

Gerda Gesicht bewahrte seine gelassene Ruhe.

„Ein routinierter Schauspieler, ohne Frage. Aber man macht doch wohl etwas zu viel Wesens von ihm. Und er übertreibt auch manchmal — wenigstens nach meinem Geschmack.“

„Na, ich finde ihn einfach phänomenal. Diese Leidenschaft! Ordentlich dämonisch — es läuft einem ja kalt über dabei!“

Gerda zuckte nur schweigend die feinen Schultern, und doch klang im geheimsten Grunde ihrer Seele auch bei ihr noch das gleiche Empfinden nach. Dabei erwiderte sie mit leichtem Kopfnicken die Grüße der Bekannten in den anderen Logen, die sie jetzt bemerkten.

Heinz Kessler trat inzwischen in seine Garderobe. Man hatte dem berühmten Gaste das kleine Zimmer des Direktors neben der Bühne zu diesem Zwecke eingerichtet, so anheimelnd wie möglich. Sein Diener empfing ihn und präparierte ihm den eisgekühlten Trank, Sekt und Mineralwasser, den er, zur Erfrischung in den größeren Pausen, zu nehmen gewohnt war.

Mit einem langen Zuge leerte Kessler das Glas. Der Diener reichte ihm jetzt auf einer Schale eine Anzahl Briefe. Kleines Format, vielfach rosenfarben. Ein Lächeln spielte dem Künstler da süchtig um die Lippen. Die alte Geschichte, überall — selbst hier in dem Neste. Und er winkte ab.

„Zigaretten!“ befahl er und ging zur Chaiselongue.

Ein Klopfen scholl von der Tür.

„Ich bin für niemand zu sprechen.“

„Auch wenn der Herr Direktor —?“

„Für niemand!“

„Sehr wohl, gnädiger Herr.“

Und Jean gehorchte. Dann kam er zu seinem Herrn zurück.

Behaglich ausgestreckt ließ sich dieser Feuer geben. Die Arme unterm Kopf verschränkt, die Zigarette im Munde, lag er dann eine Weile geschlossenen Auges. Die Nerven, die ihm beim Eintreten noch fiebernd gezuckt hatten wie einem Renner, der vom Lauf zurückkehrt, wurden ruhiger. Die durcheinanderschießenden Eindrücke und Empfindungen während der halben Stunde konzentriertester Geistesaktivität da draußen auf der Szene setzten sich allmählich. Und da tauchte auch das wieder auf: die Loge im Parterre — die beiden distinguierten Mädchenercheinungen — namentlich die eine, die blendend schöne, aber fast hochmütig kühle Brünette.

Ein tiefer Zug aus der Zigarette, ein langes Inhalieren und Wiederausstoßen des aromatischen Rauches durch die Nase. Dann ein kurzer Anruf:

„Jean!“

„Gnädiger Herr?“

„Gehen Sie doch mal zum Sekretär. Wer die beiden Damen sind, möcht' ich wissen — in der ersten Parterreloge links — Bordsitze.“

„Sehr wohl.“

Mit einem diskreten Lächeln wollte sich Jean des Auftrags erledigen. Ja nichts Neues, so hatte es schon manchmal angefangen, aber sein Herr rief ihn noch einmal zurück.

„Vorher noch die Briefe — will doch reinschauen — und noch ein Glas Sekt.“

Jean gehorchte den Befehlen und ging dann. Heinz Kessler zündete sich eine neue Zigarette an — er rauchte langsam, wenig Rauch — und brach die Briefe auf. Einen nach dem anderen, in jeden einen kurzen Blick werfend, kaum ein Lächeln von leiser Ironie, dann flatterte er zur Erde nieder — nicht mehr beachtet. Immer dieselbe Titanei, Schwärmerische Anhimmlung, Bitten um ein Autogramm, eine Haarlocke — offenbar von noch sehr jugendlichen Verehrerinnen. Nur ein Schreiben behielt er schließlich in der Hand, las es noch einmal, und über seine Züge flog es einen

Moment lang hin. Ein veränderter Ausdruck: das hier war ernster gemeint — verlohnte sich's vielleicht, darauf einzugehen?

Da kam der Diener wieder zurück.

„Zwei Fräulein von Henning, Töchter des Oberstleutnants von der hiesigen Feldartillerie-Abteilung.“

„Ah so — na gut. Merci, Jean.“

Einen Moment spielten Kesslers Finger noch wie überlegend mit dem Briefe in seiner Hand. Dann plötzlich ein Ruck — die Fegen flogen zur Erde.

Ein Glodenzeichen schrillte durch das Haus. Das erste Signal für die Akteure zum Weiterspielen. Langsam erhob sich Kessler von dem Ruhebett. Er ließ sich von dem Diener zurecht machen für den nächsten Akt, mit der Ruhe des gefeierten Gastes und verwöhnten Künstlers. Auch das zweite Glodenzeichen berührte ihn nicht. Da klopfte es aber an die Tür, der Inspektor sah durch den Spalt, schon hochgradig nervös:

„Bardon, Herr Kessler, Sie müssen ja gleich hinaus — wir warten nur noch auf Sie.“

„So warten Sie eben noch ein bißchen, mein Lieber.“

„Sehr wohl, aber Sie wissen doch — Hoheit sind im Theater, Prinzess Juliane —“

„Darum nur kein Schaussement. Auch Hoheiten können mal warten.“

„Herr Kessler —!“

„Belieben?“

Und Heinz Kessler bürstete sich mit ausgesuchter Ge-lassenheit das Haar.

Das dritte Glodenzeichen, schrill und dringlich. Der Inspektor wand sich förmlich, da endlich das erlösende Wort:

„Na, dann meinewegen los! Ich bin so weit.“

Der andere schoß hinaus. Langsam folgte Kessler. Aber schon auf der Schwelle drehte er sich noch einmal um, zu Jean hin.

„Wie war doch der Name — Henning?“

„Ganz recht, von Henning.“

Ein Kopfnicken, und der Gast trat hinaus, in die Kuffen. Das Spiel ging weiter.

(Fortsetzung folgt.)

Die Mühle im Tale

Von Berta Schleich.

Ein warmer Maienitag ging zu Ende. Durch das Städtlein unten im Tal, über die dunklen Häupter der Tannen unweit des hochgelegenen Dörfchens, zogen die Schatten der Abenddämmerung einlang. Die breite Straße, die Stadt und Dorf verbindet, lag einsam und verlassen da. Doch auf dem schmalen Fußweg, der nur den Einheimischen bekannt war, auf welchem man aber schneller als auf der breiten Straße das Bäcklein im Tal und die ersten Häuser des Städtchens erreichte, kam ein junger, gutgekleideter Wanderer rasch herabgeschritten. Und nun er das Dörfchen weit genug hinter sich hatte, stand er still, nahm den Hut ab und schaute hinab ins Tal und in die Frühlingsherrlichkeit. Aber er blieb nicht lange ungestört. Neben ihm tauchte ein Mann auf, der es sehr eilig gehabt hatte, den Fremden einzuholen. An seiner Seite trug er eine Blechapsel und auf dem Rücken einen zusammengelegten Wettermantel.

Trotz seiner grauen Haare und der Last seiner Jahre, war der Alte noch rüstig und schl. „Vater Rarte“, so nannten sie ihn oben im Dorf und unten im Tal und hatten ihn alle gern.

„Woher des Weges und wohin?“ so redete er fröhlich den Fremden an. — „Ich möchte das nahe Städtchen noch vor Nacht erreichen,“ antwortete der Angeredete hastig, als käme ihm die Störung unangelegen. — „Sie müssen aber sicher hier in der Gegend bekannt sein.“ fuhr der Alte fort, „daß Sie diesen Weg wählen?“

„Vor Jahren war ich schon einmal hier, und dieser Blick ins Tal gefiel mir so gut, daß ich ihn nie vergessen konnte. Am Ende dieses Weges die alte Mühle mit ihrem verwitterten Dach, die alten Linden mit ihren Ruhehäuschen, der stille Bach, die freundlichen Fenster mit ihren weißen Gardinen und die blühenden Blumen, das alles habe ich noch tief im Gedächtnis.“

Der alte Mann sah seinen Begleiter zur Seite erstaunt an, dann sagte er lachend: „Sie sind wohl Kaiser von Verus oder Dichter, daß Sie so schön schildern können?“

„Weder das eine noch das andere. Ich denke aber, von dieser alten Mühle müßte noch mehr zu erzählen sein. Mir ist, als wüßte sie eine lange Geschichte.“ — Der Alte räusperte sich und nickte mit dem Kopf und sagte bedächtig: „Ah ja, junger Mann, diese alte Mühle weiß eine traurige Geschichte, und wenn Ihr sie hören wollt, will ich sie gerne erzählen. Blühende Blumen und weiße Gardinen sind freilich nicht mehr an den Fenstern,

Die Mühle steht leer.“ — Der junge Mann fuhr zusammen „Leer, ganz leer?“ fragte er stöhnend. — „Ja, seit einem Jahr.“ sagte der Alte, „ich wohne dicht dabei und habe die Aufsicht über das Grundstück bekommen, bis das Gericht Nachricht über den verstorbenen Sohn hat, bis er kommt, sein Erbe anzutreten, oder bis engernte Verwandte davon Besitz ergreifen. Aber ich will der Reihe nach erzählen. In der Mühle wohnten glückliche Leute. Vinsemanns gehörten zu den angesehensten Leuten im Tal. Ueber zweihundert Jahren war der Besitz in ihren Händen. Die Söhne erbten es immer wieder von den Vätern. Der letzte Vinsemann hatte auch einen Sohn, ein einziges Kind, und wußte nicht anders, als daß auch er die Mühle übernehmen würde. Aber es kam ganz anders. An einem Sonntagabend war's, da geriet der junge Vinsemann, ein guter, lieber Mensch, an dem seine Eltern viel Freude hatten, in Streit mit einem losen Menschen, der ihm feindlich war. Fritz Vinsemann war von stiller Art und bei allen beliebt. Aber der Karl Lange war ein händelsüchtiger Mensch, der es längst auf Fritz abgesehen hatte. Nun hatten Vanges einen Ader, der grenzte an Vinsemanns Ader. Da behauptete der junge Lange, Fritz Vinsemanns Vater hätte von ihrem Ader eine Furche abgepflegt. Darüber gerieten die beiden jungen Leute aneinander. Zeugen sagten aus, daß Fritz erst lange still gewesen sei. Aber als Lange den alten Vinsemann schließlich einen Dieb und Lump schimpfte, da kam es über Karl, und mit dem Bierglas schlug er zu, daß jener zusammenbrach. Das gab nun eine große Erregung. Alles mährte sich um den Verlorenen, und Fritz konnte still das Gasthaus verlassen. Lange kam wieder ins Leben, aber als man Fritz suchte und verhalten wollte, war er geflohen. Das hätte er nicht tun sollen. Wäre er geblieben, es wäre wohl nicht so schlimm für ihn geworden. Aber er ist fort und ist bis heute nicht zurückgekehrt. Mit ihm aber zog das Glück aus der alten Mühle. Die liebe treue Müllerin starb ein halbes Jahr nach der traurigen Sache. Der Müller, ein gebrochener Mann, blieb mit der alten Großmutter zurück. Er war tief sinnig geworden und klagte um sein Weib und den Sohn, den er verloren hatte. Wie kam von ihm Kunde. Aber ich glaube, daß aus dem in der Fremde etwas Ordentliches geworden ist. Und er wird auch wiederkommen zur alten Heimat. Er hatte sie viel zu lieb. Noch ein kurzes Jahr trieb es der Müller. Dann fanden wir ihn eines Morgens im Bach. Ob er verunglückt ist, ob ihn seine Schwermut hinweggezogen hat, wer weiß es. Seit jenem Tage steht die Mühle still.“

Langsam waren die beiden bei den Worten des Alten weitergegangen. Der junge Mann sprach kein Wort. Auch der Alte war nun still. Und nun waren sie bis unter die Linden gekommen. Sie setzten sich auf die alten Bänke. Jetzt fragte der Fremde: „Und die Großmutter? Lebt die Großmutter noch?“ — „Auch die Großmutter ist heimgegangen.“ sagte der Alte. „Es ist gerade ein Jahr her. Sie hat an den Enkel geglaubt und gewartet, bis er wiederkäme. Noch im Sterben hat sie ihn heimgesucht.“ Der Alte brach in Tränen aus. „Wenn jetzt Fritz heimkommt, sind alle tot, die er lieb hatte. Im Hause steht noch fast alles auf dem alten Fleck. Ich mache jeden Abend meinen Rundgang. Wollen Sie mit mir kommen?“ Mühsam erhebt sich der Fremde. Er stützt sich leicht auf des Alten Arm. Der Mond war heraufgekommen. Sein Silberlicht liebte die Wipfel der alten Bäume, das alte Mühlenrad und den stillen Bach. „Was ist aus jenem Menschen geworden, der den anderen aus der Heimat in die Ferne trieb?“ fragte der Fremde hellommen. — „Verdorben und gestorben.“ sagte der Alte. „Er heiratete des Försters Tochter, das liebliche, junge Mädchen. Niemand begriff ihre Wahl. Viele sagen, sie hätte es aus Kummer getan. Sie hätte den anderen lieber gehabt und ihm manche Träne nachgeweint. Nun ist sie als Witwe mit ihren zwei Kindern wieder bei den Eltern. Ihren Mann brachten sie ihr ins Haus getragen. Der hat sich zu Tode getrunken.“

Der Schlüssel ächzte im Schloß der Haustür. Der Alte steckte ein Schlüssel an, das im Fenster stand. Jetzt waren sie im Wohnzimmer. Alles wie einst, und doch alles so leer. Dort am Fenster stand der alte Sessel der Großmutter, als hätte sie ihren Platz soeben verlassen. Auf dem alten Nähtisch, auf welchem die aufgeschlagene Bibel mit ihrer Hornbrille lag, war der Strickstrumpf, ohne den sie nie zu sehen war. Da — sank laut schluchzend der junge Mann am Blase der Großmutter nieder.

„Ach, Vater Marte, daß es so kommen mußte!“ — Dem Alten entfiel das Licht. Alle Farbe wich ihm aus dem Gesicht. Er starrte den jungen Mann vor sich an. Und dann war er ihm zur Seite. „Fritz, Fritz, bist du's? Und ich habe dich nicht erkannt? Und du bist doch derselbe geblieben. Dieselben Augen, dieselbe Gestalt! Freilich, doch sehr verändert, so stattlich und stolz. Ach, Fritz, nun wird ja alles wieder gut. Ach, wenn sie noch lebten, diese Freunde, dieses Glück!“ Und der Alte umarmte den Sohn des Hauses und weinte Freudentränen an seinem Halse. —

Bald trat Fritz Vinsemann das Erbe seiner Väter an. Die Räder gingen wieder und neues Glück zog in die alte Mühle ein. Hinter den weißen Gardinen grühten blühende Blumen. Zwei Kinder spielten unter den alten Linden und auf der Bank saß Fritz Vinsemann und neben ihm das Försterknechtchen.

„Ach Heimat — Heimat, wie lieb ich dich.“ sagte der Mann und lächelte sein junges Weib. Der Mond blickte durch das dunkle

Grün, spiegelte sich in dem stillen Bach, und leise sangen die Vögel, begleitet von dem leisen Murmeln des Baches, ihr Abendlied. — — —

Kann man Herzfranke heilen?

Von Prof. Dr. med. Martin Wendelssohn zu Berlin.

Wer viel mit Herzkranken zu tun hat, hört immer wieder aufs neue den Zweifel aussprechen, ob es beim Bestehen einer Herzkrankheit überhaupt im Bereiche der Möglichkeit liegt, eine Heilung herbeizuführen. Die meisten Kranken denken sehr pessimistisch hierüber und halten sich, wenn erst einmal ein ausgesprochenes Herzkreben da ist, für unheilbar und dem Untergange geweiht. Und doch ist nichts irriger als eine solche Meinung. Jede Herzkrankheit ist, falls sie noch nicht zur Zerstörung des Organismus geführt hat, heilbar.

Allerdings muß Klarheit darüber bestehen, was man unter „heilen“ und „heilbar“ zu verstehen hat. Eine ganz falsche Anschauung wäre es, im lebenden Körper nur dann von Heilung zu sprechen, wenn es gelingt, alle vorhandenen Veränderungen wieder zurückzubilden, das erkrankte Organ wieder so umzuformen, daß es in seinem körperlichen Zustande nun ebenso intakt und unverändert ist, wie es vorher gewesen war. Das ist natürlich nicht immer möglich; es ist aber auch keineswegs immer nötig. Der Körper des Menschen ist ein Organismus, in dem tausendfältige Betätigungen ablaufen, ineinandergreifen und sich gegenseitig beeinflussen; ein Organismus, bei dem es nicht so sehr darauf ankommt, wie er in seinem Äußeren und in seinem Inneren aussieht und geformt ist, als vielmehr darauf, wie er im ganzen und in seinen einzelnen Teilen funktioniert, wie seine einzelnen Betätigungen ablaufen. Es kommt nicht auf die Form an, sondern auf den Betrieb. Und so gilt es auch hier bei dem Herzkranken nur, den Betrieb in ausreichendem Maße und ausreichend lange aufrecht zu erhalten, nicht aber etwa das Herz in seinen Fehlern und Veränderungen wieder zur Norm zurückzubilden; denn auch ohne daß dies geschieht, ist man vollberechtigt, von einer „Heilung“ einer Herzkrankheit zu sprechen, wenn ärztliche Behandlung es dahin bringt, daß trotz des Fehlers und trotz des gestörten Mechanismus der Ablauf der Herzstätigkeit ein solcher ist, daß der Kreislauf auf lange Zeit hinaus ausreichend und vollkommen funktioniert.

Die Aufgabe des Heilens wäre eine ganz andere, wenn diejenigen Menschen ewig am Leben blieben, deren Organe keine Störungen erfahren. Wäre dies der Fall und tritt dann bei dem einen oder anderen Kranken an irgend einem seiner Organe eine Störung ein, so könnte man hier natürlich nur dann von einer Heilung sprechen, wenn es gelingen würde, diese Veränderung wieder ganz zurückzubilden; denn sonst würde er ja allen anderen Menschen gegenüber in dauerndem Nachteil sein und schließlich, wenn auch erst nach längerer Zeit, zu Grunde gehen, während die anderen fortleben. Nun ist aber das Leben auch des Gesunden und Kräftigsten von vornherein begrenzt; nach 70 und, wenn es hoch kommt, nach 80 Jahren, tritt auch der gesundeste Mensch von dieser Bühne ab, auch wenn keines seiner Organe je krank gewesen ist. Und darum kommt es bei einem Menschen, dessen Herz Schaden genommen hat, will man ihn „heilen“, gar nicht darauf an, sein Herz wieder in den normalen körperlichen Zustand zurückzubringen, als vielmehr darauf, seine Herzkräft — trotz des Fehlers! — bis zum siebzigsten und, wenn es hoch kommt, bis zum achtzigsten Lebensjahre so aufrecht zu erhalten, daß sie allen Anforderungen, welche Leben und Tätigkeit an den Körper stellen, ausreichend genügt. Und in diesem Sinne können wir Ärzte Herzfranke in der Tat heilen.

Das Herz ist ein Muskel, nichts weiter, ein Muskel, der in jeder Zeitspanne ein bestimmtes Maß von Arbeit ausführen können muß, soll der Körper nicht Schaden leiden, sich nicht krank fühlen. Das Herz ist nichts anderes als eine ganz gewöhnliche, automatisch arbeitende Pumpe, mögen es auch die Dichter und die jungen Mädchen für etwas anderes halten. Jeder kleinste Körperbezirk muß dauernd mit frischem Blut ausreichend versorgt werden; und wenn dies das Herz leisten kann, so ist der Organismus gesund, gleichviel wie das Herz dabei beschaffen ist, ob es in seiner Form ohne Störung geblieben ist, oder aber fehlerhaft und verändert ist. Es kommt eben nur auf den Betrieb an und nicht auf die Form des Herzens. Wenn man ein Duzend Personen mit den Muskeln ihres rechten Armes Gewichte heben läßt, so viel sie nur vermögen, so wird man zwölf verschiedene Maximalzahlen erhalten; die Leistungsfähigkeit dieser zwölf Armmuskeln ist eben eine verschiedene, auch dann, wenn die Armmuskeln sämtlich gesund und nicht etwa krank sind. Es kann sich aber ganz gut ereignen, daß der eine oder andere Arm sogar eine Verwundung, eine Anomalie, einen Fehler besitzt, und doch unter zweckmäßiger Behandlung und Übung dahin gekommen ist, schwerere Gewichte zu heben, eine größere Leistungsfähigkeit trotz seines Fehlers zu besitzen, als ein beliebiger anderer Arm, der zwar ganz und gar unverändert, also „gesund“ ist, diese Leistungsfähigkeit aber nicht besitzt. Manches Auto fährt, trotz eines vorhandenen Defekts, richtig instand gehalten und zweckmäßig geführt, sicherer und weiter zum Ziele, als ein ganz und gar unverbesserter Wagen, dessen Betrieb und Leistungsfähigkeit minderwertig ist.

Ich könnte die Beispiele noch häufen, sie mögen indessen genügen, um zu beweisen, daß es beim Herzen ausschließlich auf seine

Leistung ankommt, und daß alle Heilmittel, welche diese Leistung bei vorhandenen Störungen soweit wieder erhöhen können, daß das Herz den Kreislauf in ausreichendem Maße aufrecht erhält, wirklich als „Heilmittel“ gelten können, daß eine solche ärztliche Beeinflussung einer wirklichen Heilung gleichkommt, wenn es durch sie gelingt, das Herz und den Blutkreislauf bis zur natürlichen Grenze des Lebens so aufrecht zu erhalten, daß der Kranke leistungsfähig und frei von Beschwerden bleibt. Und das gelingt jetzt, wo die Herzbehandlung zu einem wichtigen Sondergebiet der ärztlichen Heilbestrebungen geworden ist, in weitem Umfange. Eine reiche Zahl von Einwirkungen verfolgen in der Hauptsache hierbei zwei Ziele: einmal der Arbeit des Herzens jedes Hindernis, das der Beseitigung zugänglich ist, tatsächlich aus dem Wege zu räumen; und andererseits die Kraft des Herzmuskels und seine Leistungsfähigkeit so sehr zu erhöhen, als dies nur möglich ist. Ich habe diese Dinge in meinen Büchern für Herzranke ausführlicher geschildert, von denen zeigt der Band: „Wie sollen Herzranke leben?“ (7. Auflage, Verlag für Sozialpolitik, Berlin W. 57), wie viel wichtige Hilfsmittel der Kranke selbst anzuwenden vermag, um einerseits die Aufgabe der Herzarbeit zu erleichtern, andererseits durch zweckmäßiges Verhalten die Kraft des Herzmuskels größer werden zu lassen, während der andere Band: „Wie kann man Herzranke heilen?“ (ebenda) alle die vielen Methoden und Hilfsmittel schildert, welche dem Herzarzt heute zur Verfügung stehen, um nicht nur den Herzmuskel selbst zu stärken und zu kräftigen, sondern auch auf die Arterien günstigen Einfluß auszuüben. Denn heutzutage hat man erkannt, daß solche Heilungen, wie das früher Mode war, mit ein paar Pöffeln Arznei nicht zuwege zu bringen sind, oder gar dadurch, daß man ein paar Wochen lang in irgend einem Badeorte seinen Körper für eine Viertelsunde in Selterswasser eintaucht, — sondern die Wiederherstellung der verloren gegangenen Kraft eines Herzmuskels erfordert vielfältige direkte Maßnahmen, besonders solche elektrischer Natur; eine große Zahl besonderer elektrischer Apparate und Instrumente dienen dazu, dem Herzen neue Muskelkraft zuzuführen. Ihre Wirkung ist im Kleinen die gleiche, wie im großen etwa ein Athlet sie an seinen Armmuskeln erzielt, wenn er eine Zeit hindurch diese systematisch läßt, die vorhandenen Muskelfasern werden umfangreicher und kräftiger, schwache Fasern entwickeln sich zu starken, ja es bilden sich sogar neue Muskelfasern zu den schon vorhandenen hinzu und so wächst der Muskel in seiner Kraft und in seinem Umfange. Beim Herzen ist eine solche willkürliche Übung nicht möglich, da ja die Herzaktivität der selbständigen Betätigung entzogen ist; aber unter der Hand des sachverständigen Arztes lassen sich ohne alle Gefahr, eben mit Hilfe der mannigfachen elektrischen Beeinflussungen im Herzmuskel, ähnliche Veränderungen durch planmäßige und systematische Behandlung herbeiführen, um den schwachen Muskel in einen leistungsfähigen umzuwandeln. Und selbst auf die Arterien können wir Einfluß nehmen. Wenn wir älter werden, zeigt sich das Vordringen der Zeit nicht nur am Neigen des Körpers an, nicht nur die Haare werden grau und die Wangen runzlig, sondern die gleichen Vorgänge spielen sich auch im Inneren ab; und hier ist es das schlimmste, daß die Arterien, die elastischen Gefäße, welche vom Herzen das Blut in alle Körperabstände leiten, hart und härter werden, daß sie ihre Elastizität einbüßen, daß sie durch eine Einlagerung von Salzen in ihre Wände „verkalken“. Haben die Arterien früher durch ihre Elastizität dem Herzen geholfen, das Blut weiter zu befördern, so können sie das jetzt nicht nur nicht mehr, sondern sie setzen durch ihre Starrheit und durch ihre Verengungen, die sie erleiden, dem Blutstrom noch erheblichen Widerstand entgegen, und es entfällt der nach so vielen Richtungen hin gefährliche Zustand, daß der Blutstrom innerhalb der Arterienröhren über die Norm hinaus ansteigt. Auch hier besitzen wir jetzt in den Hochfrequenzströmen ein Mittel, welches bei richtiger und zweckmäßiger Anwendung diese Gefahr wesentlich herabzumindern vermag.

So kann man Herzranke in großem Umfange „heilen“. Werden alle Heileinwirkungen rechtzeitig und in richtiger Weise zur Anwendung gebracht, so gibt es nur wenige Zustände, in denen es nicht gelingt, den gestörten Betrieb ausreichend wieder herzustellen, und damit die Kranken trotz des Fehlers an ihrem Herzen bis zur natürlichen Grenze des Daseins frei von Beschwerden und bei ausreichender Leistungsfähigkeit zu erhalten.

Zum Schnepfenstrich.

Von Dr. K. Floeride.

Kos. Mit den ersten lauen Frühlingstagen naht auch wieder die von so manchem Grünroß sehnsüchtig erwartete Zeit, in der der Weidmann die poetischste aller Jagdarten im deutschen Walde ausüben kann: den viel besungenen Schnepfenstrich. Es ist dies der Morgen- oder Abendanstand am Waldebrande, um die während der Dämmerung freischwebenden und balzenden Schnepfen abzuschließen. Auch wenn Diana ihrem unverdrossenen Jünger nicht hold ist, wird dieser sich doch schon durch das tausendfältig ringsum erwachende Frühlingstoben und weben in der Natur reich belohnt erachten, sofern er wirklich ein Jäger und nicht bloß ein mordlustiger Schiefer ist. Eben geht die Sonne unter und beleuchtet

mit ihren letzten Strahlen goldig die feinen Bügelfetten, während die nahen Fichtenschonungen schon in Dunkel gehüllt erscheinen. Das Wild verläßt das schäumende Dicht, um auf Lesung auszusitzen, und die gesättigten Vögel stimmen ihre feierlichen Abendlieder an, bevor sie sich zur Ruhe begeben. Von Baum und Strauch schallt hallender Gesang oder süßes Flüstern aus Hunderten von Bügelfellen, und kein einziges der liebsten Stimmchen möchten wir vermissen in diesem herrlichen Waldkonzert. Nur für Augenblicke wird dessen Harmonie gestört durch das krächzende Schelten des Hähers und die schrillen Warnungsrufe der Amsel, wenn diese aufmerksamem Wächter einen durchs Dicht schleichenden Fuchs erwidert haben und um dem roten Freibeuter mit lautem Geschrei ein unwillkommenes Geleite geben. Nach und nach verschimmen alle diese Stimmen, leise Dämmerung senkt sich hernieder, nächtliche Schatten umdüstern die Schonung, und am Himmel blizt der erste Stern auf, als Zeichen, daß nun das Streichen der Schnepfen alsbald beginnen muß. Von fernher tönt das feierliche Geläute einer Abendglocke ernst durch den schweigenden Wald. Hier und da zwischert ein emschlummerndes Vöglein traumerfloren noch eine leise, stedenbleibende Strophe. Dann wird's ganz still. Tiefe Ruhe ringsum. Da taucht plötzlich ein dunkler Federball über der Schonung auf, läßt seltsam murmelnde Töne hören und wiegt sich in gemüthlichem Eulensfluge balzend durch die Luft. Er ist's, der ersehnte „Vogel mit dem langen Gesticht!“ Rasch die Flinte hoch, und wie er eben die benachbarte Schneiße überfliegen will, erteilt ihn die tödlichen Säröte, dröhnend hallt der Schuß durch die Abendstille, und schwer schlägt die getroffene Schnepfe auf dem Boden auf. Rasch ist der brave Hund zur Stelle, und unter freudigem Schwanzwedeln überbringt er seinem Herrn die köstliche Beute. Ja, das ist Jägerluft, ja, das ist Poesie!

In neuerer Zeit sind mehrfach gewichtige Stimmen gegen die altgewohnte Ausübung des Schnepfenanstandes laut geworden, und zwar sowohl aus weidmännischen wie aus vogelschützerischen Gründen. Man behauptete nämlich, daß bei dieser Jagdart unmittelbar vor Beginn des Fortpflanzungsgeschäftes zahlreiche Weibchen mitgeschossen und so am Brüten in den deutschen Wäldern verhindert würden, wodurch unser Schnepfenbestand eine schwere Schädigung erfahren müsse. Denkende und aufmerksame Jäger haben deshalb dieser Frage in den letzten Jahren besondere Aufmerksamkeit zugewendet, und des von ihnen dabei zutage geförderte Ergebnis ist glücklicherweise derart, daß auch der weidgerechteste Jäger nicht auf die Freuden des Schnepfenstrichs zu verzichten braucht. Es hat sich nämlich herausgestellt, daß die balzenden Schnepfen fast durchgängig Männchen sind, die sich ohnehin in der Ueberzahl befinden, so daß ihre Dezimierung dem Bestande der Art nicht ernstlich zu schaden vermag. Auch bei einander stehenden Schnepfen handelt es sich um eifersüchtig raufende Männchen, nicht etwa um ein das ausserlorene Weibchen verfolgende, wie man früher wohl annahm. Wer ganz sicher gehen will, der braucht nur auf die Stimmlaute der langschnebligen Vögel zu achten, da sich danach die Geschlechter mit Sicherheit unterscheiden lassen, während sie im Gesieder allerdings völlig übereinstimmen. Die „vultenden“ Paute lassen nämlich sowohl Männchen wie Weibchen hören, während die „murmelnden“ und „quarrenden“ als eigentlicher „Balzgesang“ nur von jenen hervor gebracht werden. Während die Männchen ihr lustiges Turnen betreiben, liegen die Weibchen still in den Schonungen und unternehmen höchstens kurze, rasche Flüge, um zu einem anderen Nahrungsploz zu gelangen. So erklärt es sich auch, daß beim Ausschieren mit dem Vorsteckhund weiß weibliche Schnepfen hochgemacht werden, demnach die Suche im Frühjahr den Schnepfenbestand tatsächlich arg schädigt. Die Ergebnisse des Schnepfenstrichs sind außerordentlich schwankend, weil sie eben ganz vom Verlauf des Juges abhängen und dieser wieder von Wind und Wetter. Wer Erfolg haben will, der muß nicht nur sein Revier sehr gut kennen, sondern auch die Lebensweise der Waldschnepfe und den Einfluß, den die Witterung auf den Vogelzug auszuüben pflegt. In günstigen Verhältnissen werden beim Zusammen treffen verschiedener Umstände nicht selten fabelhafte Strecken erzielt. So hat das kleine Helgoland an guten Jagtagen schon bis zu 1100 Stück der schwachhaften Vögel geliefert, und aus Orichenland sind Fälle bekannt, wo z. B. 3 schießwütige Nimrods in 3 Tagen über 1000 Schnepfen erlegten. Im allgemeinen ist leider bei uns eine Abnahme der von Feinsamern mit Recht so geschätzten Vögel unverkennbar, aber daran ist nicht der weidmännisch betriebene Schnepfenstrich schuld, sondern unsere gegen früher so wesentlich veränderte Forstkultur.

Rästel.

Ich bin für holde Mädchen
Als Name dir bekannt,
Mit anderem Kopie als Städtchen
Im schönen Westfalenland.
Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Versedrätsels in voriger Nummer:
Eine närrische Zunaec kann viel Böses anrichten.